Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 15 (1911)

Buchbesprechung: Schweizerische Literatur

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

eigenes Bild zu machen versuchen; jedenfalls fehlt es schon seiner bisherigen Dichtung weder an Eigenart noch an Tiefe, wenn es ihm auch vielleicht noch, wie es für den Anfänger begreiflich und entschuldbar ist, an der Vielseitigkeit und Sicherheit der künstlerischen Fassung, der völligen Beherrschung von Form und Sprache gebricht. Sein poetisches Können und auch formales Gelingen bekunden zweifelsohne Lieder — die wir in dieser Vollendung und Einheitlichkeit freilich noch selten genug bei ihm finden — wie etwa die beiden folgenden:

Sehnsucht

Weißt du, was Sehnsucht heißt?
Wenn in dem Maiengarten
Sich schon die Blust verheißt
Und läßt noch auf sich warten.

Weißt du, was Sehnsucht ist?
Wenn man das leise Klingen,
Das in den Herzen ist,
Nicht kann zur Ruhe bringen.

und:

Schatten

Ich weiß nicht,
Aber eine Sünde liegt
Verborgen in meinem Herzen;
Ein fahles Licht
Wie ein Schleier liegt
Selbst über meinen Schmerzen.
Ich weiß nicht,
Aber mein Glück ist leer
Von lichten Stunden;
Der Tag flicht
Keine Kränze mehr
Um meine Wunden.

Besonders die großzügige Schlichtheit dieses letzten Gedichtes trägt das deutliche Gepräge von verheißungsvoller Kraft und künstlerischer Begabung an sich, die der junge Dichter auch ferner hegen und pflegen, zu reifen Früchten der Meisterschaft möge heranwachsen lassen! Dr. Alfred Schaer, Zug.

Herbstgefühl

Vorbei der Tag; nur hell gewölbter Himmel
Birgt noch sein Leuchten über Stadt und Strom.
In Gassenlärm und schwärzlichem Gewimmel,
Hinauf, hinab am doppeltürmigen Dom,
Geh' ich im Schein verfrühter Gaslaternen —
Und jetzt, durch Abendschatten, Kirchgebimmel,
Ist mir, will still der Sommer sich entfernen ...

Aus fahlen Wassern braut schon Herbst in Lüften,
Die Bäume streu'n ihr Laub mir an die Brust.
Wie stumm dies Wandern nach den Nebelgrüften!
In den Alleen welkt die Farbenlust
Und seh' ich letzte Sonnengluten schwinden —
Und schwamm doch einst die Welt in Frühlingsdüften
Und wollte Herz sich süß zum Herzen finden ...

Was kann sich noch im Treiben offenbaren?
Bleich hasten rings die Menschen nach dem Glück!
Zeigt mir ein Traum auch Licht von goldnen Haaren,
Wie weit liegt alle Seligkeit zurück,
Aus der ich jubelnd Jugendkraft getrunken —
Die Nacht spinnt an der Brücke Pfeilerpaaren,
Schaut in den See und zählt die Sternenfunken ...

Konrad Falke, Zürich.

Die Straßen

Der Nachtwind rüttelt an Fenstern und eisernen Fahnen
Der Gartenhäuser, von öden verlass'nen Altanen
Wirft er das Laub, das noch gestern die Bäume besaßen
Verächtlich hinunter, hinab auf die Bänke und Straßen,

Die Straßen, die gleitende Hufe und Räder geschliffen,
Die wie die Hüte der Kutscher, so abgegriffen,
Nur immer stärker glänzen, die wunderlich steifen,
Die Straßen, die ihre Räder zur Blankheit schleifen,

Darin sich spiegelt die freudlose Schar der Laternen
Entlang an baumhohen Gittern, erlosch'nen Kasernen,
An nackten Gerüsten, dran Männer im Frühlicht zimmern,
Dran Tau und Balken wie frierende Kinder wimmern...

Und weiter die Folge von Lichtern, von flüchtigen Wagen,
Die heimliche Lust in schwarze Geborgenheit tragen,
Und Wagen mit Paaren von düsterbleichen Gesichtern,
Die heut ein Geschick noch bewahrt vor irdischen Richtern...

Du wanderst lautlos allein in dem flackernden Lichte:
Der rieselnde Park raunt seine verworrnen Gedichte
Von Liebe, von Küssen, von Küssen und Todesweh —
Im Dunkel verliert sich sein Sang wie ein mächtiger See,

Der Nachtwind klirrt und summt im Gehäus der Laternen,
Der Mond entfloh mit dem blassen Gefolge von Sternen,
Die Bänke sind leer, wo die nickenden Greise saßen,
Der Regen rinnt dünn und leis auf die fröstelnden Straßen.

Siegfried Lang, Paris.

Schweizerische Literatur.

(Roman und Novelle).

Eine Vorbemerkung. Da die Buchproduktion von Jahr zu Jahr wächst, muß sich der Rezensent notgedrungen jene Tugend zulegen, die dem Schriftsteller immer mehr abhanden zu kommen droht, Beschränkung, ansonst unsere beiden Dezembernummern in lauter Rezensionen ertrinken müßten. Damit aber keinem ein Unrecht geschehe und jeder wenigstens einmal ergiebiger darankomme, mag unsere Knappheit dort aussetzen, wo ein Neuer beachtenswert hervortritt.

Unter diesen soll einer voranstehen, der Erzähler, dem das Epitheton „schweizerisch" mit allem Vollklang und Stolz und Farbigkeit, die dem lieben kleinen Wort innewohnen, ansteht wie kaum einem zweiten, Heinrich Federer. Zwar

Hans Otto Baumann, Zürich. Bildnisstudie.

Phot. Ph. & E. Link Zürich.

unsern Lesern ist er kein Neuer, vielmehr ein alter Bekannter, mit dem sie eben noch durch die „Regina Lob" ein neues, wie wir hoffen, recht solides Freundschaftsband geknüpft; aber mit seinem Novellenband „Lachweiler Geschichten" *) und dem Roman „Berge und Menschen" *) ist Heinrich Federer dieses Jahr zum ersten Mal als Erzähler auf dem Büchermarkt vertreten. Wenn man weiß, daß vor Jahren schon eine seiner Novellen in Deutschland unter einer Riesenkonkurrenz sich den ersten Preis errang und daß die ersten deutschen Zeitschriften sich um seine Werke bemühen, so muß diese seltsam späte Buchpublikation zu denken geben. Vor allem unsern jungen druckhungrigen Dichtern sollte sie zu denken geben, die mit jedem feuchten Manuskript zum Verleger zu eilen pflegen, all den talentvollen Anwärtern auf spätere Meisterschaft mit ihrem naiven, eigentlich recht unkeuschen Drang, den innern Kristallisationsprozeß coram publico vorzunehmen...

Federer ist einer, der warten kann, einer von den wahrhaft Königlichen, die es vermögen, in der Stille Früchte reifen und Schätze sich mehren zu lassen, ohne fürs Tägliche davon zehren zu müssen, und die, wenn sie eines Tages hervortreten, von gehäuftem Reichtum auch königlich schenken können, einer von denen, die nicht mitmachen im Getriebe, die außerhalb stehen, irgendwo in einem grünen Winkel, wo die Natur zutraulich ist, sodaß man sich mit ihr auf du stellen kann, oder auf stiller Höhe mit dem Blick in die Ferne, oder in einem einsamen, abgeschlossenen Lugaus, von wo man die Menschen betrachten kann, ganz genau, ohne daß sie es wissen und ohne daß ihr Lärm einem die Ohren füllt und am Lauschen nach innen hindert. Denn Federer will nach innen lauschen, und kein Eindruck ist ihm wert, den er nicht durchgekostet und der ihm nicht aus der Tiefe der eigenen Persönlichkeit neu und durch sie bereichert entgegenblüht, und kein Gedanke, der nicht zur vollen Kraft sich verdichtet, keine Empfindung, die nicht ihre ganze Tiefe erreicht. Und deshalb, weil alles von der eigenen aparten Persönlichkeit getränkt, scheint es auch so besonders, so neu, so abliegend allem Gewöhnlichen, und weil Federers Kunst innerlich erlauscht und durchgereift, ist ihr auch eine solche Fülle eigen, die einem ein seltenes und beglückendes Gefühl gibt: Grabe nur, so tief du willst, du kommst niemals auf den Grund, und schöpfe nur, soviel du magst, niemals wirst du diesem unversieglichen Quell nachkommen! Freilich auch unbekümmert in ihrem Reichtum ist seine Kunst, besonders im Roman, der naturgemäß in freierer und weniger konzentrierter Form erscheint als die Novellen. Da wird nicht immer mit der kompositionellen Wage abgewogen, ob alles hineinpaßt in einen wohlgerundeten Umriß. Wenn's ihm eben paßt und der poetische Quell besonders stark rauscht und Bilder an Bilder sich reihen und wenn die Gedanken sich überdrängen, dann läßt er auch ruhig irgend ein Detail ins Kraut schießen, daß es mutwillig die ihm gezogenen Grenzen überwuchert. Aber vielleicht ist es gerade diese unbekümmerte Fülle und das ins einzelne Gehen, was uns an Federers Kunst so besonders anzieht. Nach dem Impressionismus mit seiner raschen Wiedergabe glänzender und verblüffender Oberflächenwirkung und nach den klaren Linien und leeren Flächen der vereinfachenden, stilisierenden Kunst mit ihrer brutalen Leichtfaßlichkeit und den mangelnden Untertönen sehnt man sich so sehr nach etwas, das weder verblüfft noch gähnt noch vergewaltigt, nach satten Farben und reichen Tiefen und vielleicht nach krausen Linien auch, nach einer gewissen natürlichen Fülle, die blühend ist und unausgerechnet, mit überwucherten Linien, und in deren Reichtum man sich dehnen kann, wohlig und beglückt wie in einem blühenden Kleeacker. Solcher Art ist Federers Kunst: blühend, voll sprossender Kraft und unabgezirkelt und so reich an Untertönen. Und schließlich, trotz den verschiedenen Unausgeglichenheiten im Detail, das Ganze bleibt doch immer ein Ganzes, schön gewachsen und unverwirrlich, wie jene kräftig entwickelten Tannen, bei deren vollendeter Gestalt man auch nicht daran denkt, daß ihre Jahrringe verschieden untereinander.

Heinrich Federer.
Phot. Klenast, Zürich.

Heinrich Federer ist, trotzdem er eine Handlung gut und spannend zu führen und Ereignisse mit hervorragend epischer Kraft zu gestalten weiß, doch eine mehr kontemplative Natur: das Träumen liegt ihm näher als das Handeln, und der Tatendrang ist ihm wichtiger als die Tat selbst, die Sehnsucht teurer als ihr Ziel. Deshalb ist auch das Schwergewicht in den meisten seiner Sachen nach innen verlegt. Nicht um ein Geschehen handelt es sich in erster Linie, sondern um ein inneres Erleben und seine tausenderlei kleinen und doch so wichtigen Begleiterscheinungen, und weil solches Erleben in der Seele des unreifen, werdenden Menschen seine allerfeinsten Reflexe findet, führt uns der Dichter am liebsten zu den Kindern, den Halbwüchsigen und Halbbewußten, die er mit immer neuem Reiz zu schildern weiß und aus deren blanken Seelenspiegelchen uns die wirre Welt der Großen so seltsam, rührend und rein anschaut. Dabei ist Federer ja nicht etwa peinlich analysierender Psychologe, er ist vor allem Poet, und die Menschen, die er vor uns hinstellt, sind lebendig und reich wie das Leben und haben einen fabelhaft eigenen Persönlichkeitszauber an sich, und keiner gleicht dem andern. Nur ihre saubern Seelen und ihre klugen Köpfe und raschen Augen ähneln sich, und ihren strammen und geschmeidigen Gliedern fühlt man es an, daß sie in freier Luft erwachsen sind. Aber auch die Landschaft wird persönlich und individuell aufgefaßt, durchaus unstilisiert, und jede Naturerscheinung hat ihr eigen Gepräge; denn Federer kennt keine Schablone, wie er keine Virtuosität kennt: jeder neuen Erscheinung tritt er mit neuer Liebe entgegen und läßt ihr das volle Persönlichkeitsrecht. Seiner sensibeln, auf jede Nüance reagierenden Art passen die großen, gewaltsam einteilenden Linien nicht. Als feiner Menschenkenner und tiefsinniger Betrachter sieht er eher die Uebergänge als die Grenzen. Er gehört zwar zu den Klarsten, aber durchaus nicht zu den Absichtlichen und Allzudeutlichen, und Kontrasthärten und pathetische Gegenüberstellungen finden wir in seiner aller bitterernsten Tragik und aller Wucht des Allzuwichtigen abholden Kunst nicht. Vielmehr ist es ein feiner Humor, ein wehmütig wissendes Lächeln, das versöhnend und in Weichheit ausgleichend über das Gegensätzliche geht, und dann eine seltsame Grazie, die wir an schweizerischer Kunst sonst nicht gewöhnt sind. Nur hie und da macht sich eine gewisse Volksschriftstellergebärde geltend, etwa in einer kleinen Uebertreibung im gefühlsmäßigen Ausdruck oder in Verdeutlichungen, in Unterstreichungen dessen, worauf es ankommt, vielleicht auch, bei den kleinen Erzählungen, in der Herauskehrung einer Endmoral. Es kommt nur selten vor und fällt umsomehr auf, als es zu seiner Art nicht paßt. Federer hat sonst so gar nichts vom gewöhnlichen Volksschriftsteller mit den herausgeputzten Gemeinplätzen, den hochtrabenden Banalitäten, Spannungen und Schlagern, er hat so gar nichts Ganghoferisches an sich, trotz seiner blühenden Poetenphantasie, und es ist fast wunderbar, wie er auch bei der Darstellung der gewaltigsten Dinge — man lese etwa im Roman die grauenhafte Besteigung der Mord-

*) Berlin, T. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, 1911.

Museo lapidario in Triest mit dem Grabdenkmal Winckelmanns.

fluh, schlankweg ein Meisterwerk der Literatur, oder die klassische Schilderung der an furchtbaren Peripetien reichen Aelplerkilbi — auch in den spannendsten Momenten wird er niemals theatralisch. Da bleibt immer alles gesund und ehrlich und in natürlicher Beleuchtung. Und bezeichnend ist, wie Federer allen Ueberraschungen und Schlagern aus dem Wege geht. Ja, vielleicht hat diese vornehme Eigenart sogar einen Nachteil; denn ihr ist es wohl zuzuschreiben, wenn viele seiner Erzählungen am Ende seltsam still werden wie etwa ein Fluß, der in die Ebene tritt, und wenn man den Roman in seinem letzten Drittel nicht mehr mit demselben heißen Interesse liest wie die frühern Teile, trotzdem jede Seite noch Herrliches und Besonderes bietet: der Höhepunkt liegt eben bei Federer nicht in der fast allzu gut vorbereiteten Lösung, sondern in der Schürzung des Konfliktes, und jede kleinste Einzelheit in der Erzählung scheint ihm wichtiger als der Schluß, der fast immer ein schlichtes Ausklingen ist ohne Schlager, ohne Effekte...

In dem Roman läßt er Heinz, den unglaublich eigenartigen Menschen mit den Dienerhänden, der Kinderseele und dem überlegenen Philosophengeist folgenden, die Dichternatur charakterisierenden Ausspruch tun: „Er kramt aus alten Leuten und Büchern, er denkt viel einsames Zeug, er erzählt es gut und erfindet mitten drin noch Besseres; da habt ihr den gegossenen Dichter!" Ich wüßte kein Wort, das besser auf Heinrich Federer paßte, nur muß noch beigefügt werden, daß er vornehmlich ein Schweizerdichter ist, ein Darsteller unseres Volkes und unseres Landes von echtester und köstlichster Art. Dies zeigt sich zumal im Roman „Berge und Menschen". Es wird schwer fallen, ein zweites Buch zu finden, in dem uns die Eigenart der Schweizer — nicht bloß des einen Stammes oder Standes, sondern des Volkes in einer gewissen Totalität — so wahr, so unverschönt, unverzeichnet und unverkünstelt dargestellt wird, und kaum ein Buch, in dem uns die gewaltigen Berge und ihre prickelnd klare Luft so lebendig und vertraut gemacht werden, wie in diesem den seltsamen Beziehungen zwischen Berg- und Menschennatur gewidmeten Roman. Und so ist denn Federer — in gewissem Sinn ein Albert Welti der Poesie — auch ein Volksschriftsteller vornehmster Art, der Dichter für diejenigen, denen an einer saubern Weltanschauung gelegen ist und die Sinn haben für Wahrheiten, welche nicht auf der Straße liegen, sondern an stillen Seitenpfaden erblühen, der Dichter für solche, denen es warm wird, wenn sie in einem Buche das Leben finden, wie es ist, das eigene Ich mit seinen zartesten Regungen, die eigene Heimat mit ihren liebsten Besonderheiten und wenn sie hinter all dem die Persönlichkeit eines Menschen fühlen, der mit klaren erkennenden und schalkhaften Augen, mit ehrlichem Sinn und mit einem Herzen voll unbegrenzter Liebe die Welt umfaßt. Daß sie ein großes Volk bilden, besonders in unserem Lande, ist zu hoffen, und ein Volk, dem alle Klassen angehören.

(Schluß folgt).

Winckelmanns Grabdenkmal in Triest.

Zu den beiden Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Anton Krenn, Zürich.

Zum 9. Dezember, Winckelmanns Geburtstag — die Altertumsfreunde, vorab die „klassischen Archäologen" halten dies Datum in hohen Ehren — zeigen wir unsern Lesern in zwei Bildern das Grabdenkmal Winckelmanns im Museo lapidario zu Triest. Am 9. Dezember 1717 wurde Johann Joachim Winckelmann geboren als einziger Sohn eines armen Schuhflickers in dem preußischen Städtchen Stendal. „Wie aus dem Stendaler Schuhflickersohn der erste große Kunstlehrer Deutschlands und einer seiner wertvollsten Prosaschriftsteller werden konnte, das gehört zu den vielen Wundern der Menschengeschichte, die wir staunend hinnehmen, aber nicht ergründen können" *): durch seine „Geschichte der Kunst des Altertums" (1763/64) ward Winckelmann der Vater der antiken Kunstgeschichte in Deutschland. Freilich, welch Wandel hat sich seither in unserer Einsicht in das Wesen und die Entwicklung der griechischen Kunst vollzogen! Angesichts des Laokoon, des Apoll und des Torso vom Belvedere, der beiden Gallierdarstellungen, des „Farnesischen Stieres" usw., lauter Werken der spätern griechischen Kunst, hat Winckelmann als „das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke eine edle Einfalt und eine stille Größe" proklamiert. Dies mag zu Rechte bestehen für die Kunst des fünften Jahrhunderts, von der aber Winckelmann selber noch nichts geschaut; für die klassische Kunst eines Pheidias also hat er wie mit ahnendem Geiste die zutreffende Formel gefunden. Dagegen haben uns zumal die Funde von Pergamon die Augen geöffnet für die richtige Einschätzung auch eines Laokoon, der Galliergruppen 2c.: nichts weniger als „stille Größe, edle Einfalt" spricht aus solch schmerzverzerrtem Antlitz, überhaupt aus Schöpfungen der rhodischen und der pergamenischen Schulen mit ihrem bis an die Grenze des Erlaubten und Möglichen gesteigerten Pathos! Seit Winckelmann haben wir eben ein unvergleichlich reicheres, vielgestaltiges Bild der Entwicklung der griechischen Kunst gewonnen, und je mehr sich uns die Verschiedenheit der einzelnen Kunstepochen offenbart

*) Eduard Engel, Gesch. d. D. Lit., 12. Aufl. (1912) I 431.